

(Nachdruck verboten.)

17]

Die Stadt.

Roman von Nicolaus Krauß.

Jetzt nähern sie sich dem Weichbild der Stadt. Und sofort greift der Lürmer zu und begrüßt sie mit einzelnen Schlägen der Glocke. Das Geläute verstummt, die Prozession hält mitten auf der Straße. Ein Mann und einige Knaben treten in ein Wirtshaus. Nach einigen Minuten erscheinen sie wieder: die acht Ministranten in roten Chorröcken und Stragen und weißem Chorbemd, ein steifes, rotes Varetz auf dem Kopfe, der Pfarrer in vollem Ornat mit dem goldgestickten Vespermantel. Die Musikanten halten ihre Instrumente bereit, der Vorbeter stimmt an, und während sich die Prozession in Bewegung setzt, erklingt, getragen und langgezogen, in hohen Frauen- und tiefen Bassstimmen der jahrhundertalte Sang:

„Sanct Vincenzi . . . Schuttpatron! . . .“

Die Glocken aller Kirchen setzen ein, durch die menschenwimmelnden Gassen schiebt sich langsam der Zug der Pfarrkirche zu. Und eine Prozession kommt nach der andern. Immer wieder erklingen die Glocken, tönt der Sang, inbrünstig, heischend, schier etwas trozig:

„Sanct Vincenzi . . . Schuttpatron! . . .“

Lene stand am Kochherd und bereitete das Mittagessen vor. Während sie in den Töpfen rührte, den Schaum von der Fleischsuppe schöpfte und dann wieder die Bratröhre öffnete, um den Braten zu begießen, lauschte sie aufmerksam auf das Einsehen und zeitweilige Verstummen des Glockengeläutes. Das Küchenfenster stand offen; wenn eine von den Prozessionen aus dem nördlichen Egerland einzog, kam ab und zu ein voller Schall der Blechmusik herüber.

Lene wollte sich einer der Prozessionen anschließen und hatte deshalb schon ihr bestes Kleid angelegt und mit einer großen Schürze gegen die Glut des Herdes geschützt. Anfangs war sie unschlüssig gewesen. Als ehemalige Konradsreuther Försterin hätte sie zu den Treunizern gehört. Aber mit diesen Leuten verband sie doch nichts. Und wenn sie einen von ihnen sehen wollte, sie kamen jeden Finger lang nach der Stadt. Dann hatte sie sich für die Mühlfleener entschieden. Die gingen mit den Rebanizern zusammen, weil ihre Filiale dahin gehörte. Es war die größte und schönste Prozession, die einzige, die einen Pfarrer und einen Kaplan bei sich hatte. Vielleicht traf sie eine von den Bäuerinnen, mit denen sie aufgewachsen, und die sie schon eine halbe Ewigkeit nicht gesehen hatte.

Und sie stand am Herd und zählte.

Die ersten waren die von Loma gewesen. Trebendorf und Treuniz waren auch schon herein. Jetzt läutete man für die aus Mühlbach, denen sich immer die Wiesener anschlossen. Es waren die einzigen, die von oben, über den Marktplatz hereinzogen.

Die Glocken verstummten.

So, und nun war ihre Prozession an der Reihe. Die Frauenreuther waren, weil sie den weitesten Weg hatten, wie immer die letzten.

Lene warf die Schürze ab, nahm Hut und Umhängetuch, gab der Waise ihre Verhaltungsbefehle und eilte die Treppe hinab.

Als sie um das Stainl-Haus nach dem Kirchplatz einbog — die Mühlfleener Prozession ließ sich Zeit, und Lene wollte erst dem Weiblein bei der Schuttmantel-Muttergottes einige Groschen für eine Zürlitte einhändigen — streifte ihr Blick einen Mann in Försterkleidung. Sie hielt ihn in der Schnelligkeit für Grubers Nachfolger und wollte ihn nicht sehen, um nicht weich zu werden, zornig oder neidisch, denn den Nachfolger zu treffen, ist keinem angenehm. Aber der Mann blieb stehen, als hätte es ihm einen Ruck gegeben, und verhoffte.

Da erkannte Lene Planz, Bernhard, der bei ihnen in Konradsreuth Forstadjunkt gewesen. Blutrot im Gesicht trat sie an ihn heran und reichte ihm die Hand.

„Wie geht's? . . . Was . . . was macht die Mutter? . . . Auch ein bißl herinn' zum Vincenzifest? . . .“

Er sah sie an mit großen Augen, als wollte er ihr Bild sich einprägen für immer.

„Sind Sie allein?“

Er schwieg noch immer, behielt ihre Hand in der seinen und betrachtete sie.

Da wurde sie unruhig; sie spürte ihren Pulsschlag bis in die Fingerpitzen. Eilsfertig sagte sie, wie um jede Widerrede abzuschneiden:

„Wissen Sie was, Bern . . . Herr Planz? . . . Kommen Sie doch zum Mittagessen, ja? . . . Johannisplatz Nr. 3 im zweiten Stock. . . Sie dürfen nicht glauben, daß es nichts Gutes giebt . . . ich habe ordentlich gekocht! . . . Es kommen noch andre . . . aber keine Herrenleute . . . Bauern und so was. . . Und wir haben uns doch so lange nicht gesehen! . . . Gelt, Sie kommen? . . . Wenn ich recht schön bitt' . . .“

Jetzt errödete er. Um den reichen Mund, den noch immer braun der Bart umzog, ging ein leises Zucken.

Sie las die Zustimmung in seinen Augen.

„Sie kommen also? . . . Wie mich das freut! . . .“

Die Prozession kam die Kirchgasse herein.

„Adje derweil! . . . Gleich nach Zwölf! . . .“

Ein Händedruck, dann trat sie in die Reihen.

Er zog den Hut und blickte ihr nach, wie sie singend durchs Kirchenthor schritt. —

Geessen wurde in der großen Vorderstube. Das Pianino hatte man rechts in die Ecke gerückt, wo vordem Nitschewitzers Bett gestanden. So war Raum für den großen runden Tisch und die acht Stühle geworden. Etwas eng ging es zwar zu, aber man hatte die Fenster geöffnet, vom Plaze herauf drang ganz deutlich das Blätschern des Röhrbrennens und das allein erweckte schon die Empfindung der Kühle.

Der Bauer am Bühl saß mit dem Rücken gegen das Fenster. Mit seinem langen, zur Hälfte kahlen Kopf, dem schmalen, knochigen, bis auf zwei kurze Streifen unter den Ohren rasierten Gesicht, aus dem die Naren, nicht allzu großen Augen selbstbewußt in die Welt blickten, den langen Stelzbeinen, die bis unter die Mitte des Tisches sich schoben, vertrat er wie ein Probekind den einen Typus des Egerländer Bauer, jene fränkischen Eroberer, die vor tausend Jahren ins Land gedrungen und deren Nachkommen sich noch heute im Besitz fast aller großen Höfe befinden.

Als Lene unter ihnen gelebt, waren ihr die zwei Typen, aus denen das Volk der Egerländer sich zusammensetzt, nicht so zum Bewußtsein gekommen. Heute sah sie sie leibhaftig nebeneinander.

An der Mutter des „Pfarrers“, die mit ihrem Sohne den weiten Weg von Frauenreuth herein nicht gekent, war alles rund und quappelig. Wollte sie mit ihrem Nachbar zur Rechten, dem Bauer, reden, mußte sie den Kopf heben. Ueber ihr breites Gesicht spielten die Pecher der Fröhlichkeit, die Hände und Arme, der ganze Körper, waren in fortwährender Bewegung. Sie trug noch die alte Tracht: dunkles Wams mit Puffärmeln, schwarzes Brusttuch und ein schwarzes Kopftuch mit Franzen, so gebunden, daß die beiden vorderen „Schmuren“ wie Hörner vom Kopfe in die Höhe standen.

Planz war zu Lenes Freude gekommen. Der Bauer erimerte sich seiner noch von Konradsreuth her, bald waren sie in einem ersten Gespräch. Es ging über den Wald.

„Es waren schon viele über mir und haben viel geboten,“ erzählte der Bauer, in seiner langsam-bedächtigen Weise jedes Wort betonend, „ich gebe meinen Wald aber nicht her. Mein Vater hat zu mir g'sagt, wie er auf dem Sterbebett lag: 'Dub' verkauf den Wald net! . . . Er kam einmal Dem Notanter sein. . . Ich, ich schreib's in's Testament, daß keiner mehr dran rühren kann. . . So lang ich wirtschaft', hab' ich noch kein Stamml Holz zu kaufen braucht, ein paar Hundert Gulden haben jedes Jahr rausg'shaut. . . Wenn meine Töchter heiraten, hab' ich so viel Hochwald, daß ich sie austenern kann, ohne einen Gulden anreizen zu müssen. . .“

Er strich sich mit der flachen Hand über die Stirn.

„Aber Geld kost't's halt jetzt, das Anpflanz'n! . . . Die neumodischen Förster wollen keinen Schritt mehr umsonst thun. Ja, wie der alte Gruber noch war! . . .“

Lene kam mit der Suppenterrine und setzte sie mitten

auf den Tisch. Sie hatte die letzten Worte gehört und sagte:

„Er hat auch manchmal gebrummt . . .“

Der Bauer lachte.

„Und „Bauern-Kommet“ geschimpft, was? . . . Na ja! . . . Sieht ihm gleich . . . Und doch hat man immer zehnmal fragen müssen, was die Nussicht kost't! . . . Ja, seinen Holzhauern, denen hält' er's am liebsten auch noch hinten hineingeschoben . . .“

„Hab' ich recht, Herr Förster?“

Plant sah vor sich hin und nickte.

„So war er schon . . .“

Lene lud zum Zugreifen ein.

„Nach dem Rindfleisch und dem Schöpfenschlegel ist die Litanei aus! . . . Aber die Suppe ist gut . . . Echte Reissuppen! . . . Greift's doch zu! . . .“

Es wollte keiner den Anfang machen. Der Bauer sah auf den Förster, der aber hielt abwehrend die Hand über den Teller.

Da nahm Lene den Schöpflöffel.

„So werd' ich austeilen! . . . Rund herum, wie die Kaffeemühle geht . . . Her mit dem Teller, Brüderl!“

Die letzten Worte galten Venes Bruder, dem Kleinbauer aus Leibfisch, der noch kein Wort gesprochen, seit er sich ins Zimmer geschoben. Er machte immer ein Gesicht, als wollte er im nächsten Augenblick den Kopf schütteln und „Nein“ sagen.

Die Suppe war ausgeteilt, den Rest leerte Lene in ihren Teller.

„Besten Appetit!“

Der „Pfarrer“ machte schnell noch das Kreuz, dann wurde es still.

Nach einer Weile sagte der Bauer, indem er den Löffel hob:

„Ihr Egerland haben Sie nicht vergessen, Frau Försterin! . . . 's ist alles drinn' in der Suppen, was sich g'hört: Grünzeug und G'würz . . .“

Er wandte sich zu seinem Sohn.

„Kannst Dir gratulieren zu Deiner Kostfrau! . . . Da kriegst Du's ja besser, wie daheim! . . .“

Dem angehenden Studenten stand schon der Schweiß in hellen Perlen auf der Stirn. Der neue Anzug umschloß ihn wie mit Klammern. Jetzt suchte er in allen Taschen nach dem Schnupftuch, das ihm die Mutter mit allerlei guten Lehren, wie er sich in der Stadt benehmen sollte, mitgegeben.

Lene sah den schwitzenden Blondkopf und fragte:

„Wie heißt er denn?“

„Das ist doch der Franz! . . . Wie Sie bei uns waren, hat der Laisnidel wohl kaum noch laufen können . . .“

Der Franz hatte sein Lächel gefunden, wischte eifrig und trompetete dann los.

„Die Brust ist gut,“ meinte Plant, und alle lachten.

„Wollen Sie ihn nicht Advokat werden lassen, Herr Frisch?“

Nach der Suppe kam das Rindfleisch, natürlich mit Arenbrühe.

„Es kommen auch gleich die Knödel . . . wenn wo großer Hunger ist . . . Lise, wo bleibst D' denn?“

Die Lise stand mit der Knödelschüssel an der Alkoberthür und zögerte.

„Ich trau' mich net! . . .“

„So geh' doch! . . . Zu was denn? . . . Sie haben Dich ja alle schon gesehen . . .“

Die Aufwartefrau überwand ihre Dienstbotenscheu und setzte die Schüssel gerad' vor den Bauer hin. Im Hinausgehen sagte sie:

„Ich bin doch net anzogen! . . . Das Bier kann ich doch auch gleich bringen?“

Lene legte vor und goß die Gläser voll.

„Ein kühler Trunk kann nicht schaden,“ sagte der Bauer und betrachtete wohlgefällig die Perlen, die in dem hellen Bier aufstiegen. Er hob das Glas.

„Auß Wohlsein! . . . Recht viel Glück, Frau Försterin, und gelt, Sie nehmen sich meines Duben an? . . .“

Die Gläser klangen.

Die Mutter des „Pfarrers“ wischte sich den Mund und meinte in ihrer weichen, anscheinenden Sprechweise, die die Botale wie Triolen zog:

„O, Herr Frisch, da brauchen S' gar niz z'sagen . . . Wie's Kind vom Haus wird er g'halten! . . . Eiferfüchtig bin ich schon worden, wenn mein Hansl von seiner Kostfrau erzählt hat . . .“

Sie sah, wie die andern sich's schmecken ließen, und fragte zu Lene gewandt:

„Gelt, Frau Försterin, ich darf mit den Fingern essen? . . .“

„Ja thu' mir's leichter ohne Gabel.“

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsylauderei.

Liebe Lore!

Umhülle Deinen Messingbauer mit schwarzem Flor — wir müssen scheiden. Zwar habe ich Dich niemals von Angesicht gesehen. Dennoch verfolgte ich all Deine energischen Lebensäußerungen mit einer teilnahmsvollen Geduld, deren Erbarmenheit Dein Gemüt vielleicht niemals ganz erfaßt hat. Sobald der erste wärmere Tag Dir die Freiheit des Hofes eröffnete, laufst Du Deinen tiefstimmigen Selbstgesprächen. Stundenlang konntest Du Dich unermüdlich in Deinem Namen spiegeln, den Du mit einer überaus festen und grellen Siegeszuversicht in die Welt hinaus trährtest. Bisweilen riefst Du wohl auch, wenn ich nicht irre, Schafstopf oder Paapana, als wolltest Du mich, der ich im benachbarten Mauerloch die Politik des Grafen Sälow secierte, an meinen Doppelberus erinnern. Ich gestehe Dir, angenehmes Vieh, Du hast mich oft um meine Nähe gebracht. Wenn ich Deine seelenvolle Papageienstimme hörte, dann hätte ich zwar an den Grafen Sälow denken sollen, aber ich that es nicht, sondern vertiefte mich in die Rätsel Deines Seelenlebens, grübelte, wie Du wohl aussehen mügest, grau oder grün oder weiß, ob Du bissig seist oder sanft, träumte mich hinaus in die tropische Freiheit Deiner Heimat und beneidete Dich, weil ich zwar gleich Dir im Käfig sitze, nicht einmal aber wie Du das Recht habe, nach Herzenslust: Schafstopf! zu rufen. Wenn der Netteur dann kam und schimpfte — wäre das Fremdwörter-Verzeichnis im „Vorwärts“ eingeführt, würde ich ihn als Schimpfer, Schreibgeißel oder Hirnbeuger verdächtigen — ich sage: wenn der Netteur kam schimpfte, weil ich vor Mitternacht keine Zeile Manuskript geliefert, Du trugst die Schuld; indem ich mich in Deine holde Vogelstimme versenkte, vergaß ich der hohen und höchsten Politik. Aber ich ertrug die Kränkungen des Netteurs im Demutwillen mit stolzer, stummer Würde. Jetzt ist das alles vorbei. Womit werde ich im neuen Hause mich heransprechen, wenn der Netteur schimpft? Keine Lore bietet da einen Entschuldigungsgrund . . . Schafstopf!

Und gerade jetzt muß ich Dich verlassen, wo Du Dich so vervollkommen und die Höhe Deiner Entwicklung erreicht hast. Möchten die Maschinen stampfen und rasseln, der Dampf aus irgend einem Kessel zornig fäusend herausströmen, möchten sich auf dem Hof zwei erzürnte Sterbliche in eine lantere Auseinandersetzung einlassen, drei Leiertasteln spielen und in der stürmischen Narbe der ausgestomten Kneipe an einem Abend hundertmal hintereinander mit wachsender Vegetierung der „Meine Cohn“ geucht werden — Dein unübertrefflich leistungs-lähiger Diskurs übertrönte alle Geräusche, Deine Rufe der Weisheit triumphierten machtvoll über die sonstigen akustischen Stundgebungen der organischen und inorganischen Materie in diesem wunderbaren Hause Bismarckstraße 2, das, eine Braue Noah der Geräusche und Geistes, von sämtlichen Spezialitäten der schreienden und riechenden Sinnenwelt je ein Doppellegemplar sammelt hatte. Ich habe mir manchmal in zerlnirzten Augenblicken vorgestellt, daß das interessante Gebäude noch aus der Weltperiode vor der Schöpfung stammte, da alles noch fester war und die Sonne noch nicht am Himmel brannte. Deine Redefrise aber gaben mir wieder lunde Tröstung und die Gewißheit, daß selbst auch hier das rosige Leben im roten Tannur einer verbrochneten Glühbirne zu atmen vermag.

Kam ich aus dem Tag der Straße durch das gelb-graue Zwielficht der Hofstallucht in die Nacht des Treppensflures, dann ergriff mich oft die Bangigkeit eines verwegenen Abenteurers. Würde es mir gelingen, die Gefahren des finsternen Luffstieges auf den angestreteten Steinstufen zu überwinden? Wie wenn mir von oben eine Schatten-gestalt unversehens den Weg kreuzt — wer würde bei dem Anprall der Stärkere sein? Ich aber gedachte, daß mir am Ziele Lore's Grüße durch das Fenster winken würden und mein Mut erwartete und festen Fußes stieg ich empor. Niedrig, Lamm öffnete sich die Thür, und schon hastete es vom Hof herauf: Schafstopf!

Blasierte Leute bemängelten den Sitt unres Arbeitsgemach. Sehr zu Unrecht! Die Wände waren zwar nicht secessionistisch verschönert, ja nicht einmal ganz sauber und unverleht. Und von der gedunkelten Decke tränkete wohl manchmal der Wörfel auf unfre Häupter, wenn über uns ein Ballen Papier allzu hastig gewendet wurde. Aber dafür waren die Tapeten allmählich zu einem Karitätenkabinett geworden. Wo immer in den Zeitungen und Zeitschriften etwas Kadendes aufgestöbert wurde, es ward an die Wand geklebt, auf der zwischen nie benutzten Landkarten und schön bunten Plakaten noch erstaunlich viel Raum für die Wertwürdigkeiten in Schrift und Bild blieb. Und fehlte schließlich der Raum, so wurde das minder Hervorragende durch das Erlesene überklebt, wodurch die Tapete neue Reize empfing.

Eine Gebenswürdigkeit, die jeder Redaktions-Badecker mit zwei bis drei Sternen ausgezeichnet hätte, war unser Redaktionsstisch, auf dem das Geschid Preußens, Deutschlands und der Menschheit verwaltet und geleitet wurde. Steil ragten auf dem verwitterten Holz bis zur Vegetationsgrenze in schwindelnder Schichtung Berge von

Zeitungen, Broschüren, Auschnitten. Diese Verge wuchsen rapid. Und sie verschwand nur dann, wenn sie entweder infolge einer tödlichen Verletzung des Schwerpunktes oder eines vom Stillen Ocean herberzitternden Erdbebens sich zusammenpurzelten, oder aber wenn sie so eng ineinanderwuchsen, daß zwischen den Höhen kein Duodezblättchen Thal und Ebene mehr vorhanden war, wo drei die Federführende Finger Platz hatten. In solcher Bedrängnis half ich mir dann bisweilen, indem ich mit meiner politischen Mission an einen benachbarten Tisch überfiedelte, bisweilen jedoch faßte ich mir auch ein Herz und räumte auf. Das waren spannende Stunden! Welche Kostbarkeiten fand man nicht in den Bergstimmern wieder: längst vermehrte als „gestohlen“ verdächtige Scheren, prächtige Pinzel, Dugende von Rot- und Blaustiften, zahllose Federhalter und leider auch wohl — ich sag' es erröthend und nur unter strengster Discretion — einen unbeantworteten Brief oder gar ein in Vergessenheit gerathenes Manuskript. Ich suchte mich nach solchem Anfräumen wie ein armer Teufel, der plötzlich eine Million erhält und dazu — zwei Millionen Schulden. Ja bit' Dich, Lore, erzähle diese meine Geschäftnisse ja niemandem, vor allem keinem Preßkommisnar. Die würden eine schöne Meinung von mir bekommen.

Und all diese Glückseligkeit soll im neuen Hause aufhören! Man hält es für unziemlich, die neuen Tapeten mit den Eingebungen meines künstlerischen Gefühls zu verzieren. Die frischen blauen Tische wollen eitel ihr flaches Antlitz jedermann zeigen; es soll ansetzen auf ihnen wie auf meinem Schädel, und die Verge des „Mausgräberleiten“ sollen nicht mehr geduldet werden. Keine Lore ist da, keine Wanddecoration und auch kein Tischgebirge — ich glaube, ich werde's nicht anhalten. Ich werde verpuffen und verpuffen. Wie soll man ein Krieger sein in einem wie eine Barbierstube aufgeräumten Kriegslager! Lore, ich pfeife auf die neuen Zimmer und die neuen Möbel. Ich fürchte mich vor der Lindenstraße. . .

Haben wir vielleicht nicht, im Chaos schreibend, ordentliches verrichtet? Hier haben wir die Minister geärgert und die Philister gebedelt. Hier empfingen wir die Liebesbriefe der Staatsanwälte und die hausstüchenden Herren von der Kriminalpolizei. Hier war der Tisch, auf den die geheimsten und vertraulichsten Aktenstücke flogen; sie fanden immer noch Platz, werden sie den Weg auf den neuen Tisch finden? Hier war der Verbrecherleier, in dem wir uns unter uns läßelten; hierer wagte sich so leicht keiner von den Feinden und Eleganten. Schon das Total war ein Stück Klassenkampf, das aristokratische Rajen wieder. Hier kämpfte, rang und trümpelte miser Herr, Tag für Tag, lange Jahre hindurch. Hier zwang die stolze Pflicht der Sache jede Ernattung und jedes Verzagen nieder. Hier suchten wir, hadernd oft und streitend, den rechten Weg und das wirksamste Mittel. Hier schüttelten wir unser höchsten Kraft unablässig in das Sieb des Tages, vertrauend, daß doch ein wenig in die Zeit bleibend hinüberzürnen werde. Hier feierten wir die Siege unserer Bewegung, hier trauerten wir über die Lieben und verehrten Freunde, die der Tod aus der Schreibstube entführte. Hier trieben wir all das lose Gespött, mit dem wir Feindesstimme die erste Wahrheit unserer schmerzenden Seelen foppen und verbergen. Hier —

Ah, Lore, ich bin fast sentimental geworden. Nimm alle Kraft noch einmal zusammen und nise klar und kräftig zum letzten Mal: Schafstopp! So leb' denn wohl du altes Hans und du, verlassene Lore. —

kleines Anuilleton.

—vg. In den Nebel. Am frühen Morgen, in den ersten dämmernden Tagesstunden bin ich hinausgegangen auf die Landstraße, welche durch die Kiefernhaide führt. In der Nacht war ein heftiger Gewitterregen gefallen; dann lag der Nebel dick und schwer auf. Wie in weißen undurchdringlichen Wäudern stand um mich her. Nur die allerwäudsten Bäume und Sträucher traten scharf vor's Auge, weiterhin nur schwattenhafte Umrisse, immer undeutlicher, je wäuder werdend bis zur Luftleere tiefer in den Wald hinein. Dort verschwindet alles zu einem großen, weißen Meere. An jeder Nadelspitze hängt eine dicke, glänzende Wasserperle; feine, luftvolle Gewebe, oft drei oder vier an einem Strauch, spannen sich schimmernd von Zweig zu Zweig.

Eine große Stille ringsum; in der Ferne nur rattert ein Zug. Lautlos schiebt etwas an mir vorbei: ein eisiger Raabfabrer, der, kaum sichtbar geworden, alsbald wieder im Nebel verschwindet. . .

Stimmen werden hinter mir laut; ein undeutliches Gemurmel zuerst, dann immer verständlicher werdend.

„Is ja Luftum, was De redst.“ sagt die eine, „tipp'le man erst öfter, dann vergeht Dir die Freude.“

„Ha!“ der andre lacht sorglos. „Es is wunderschön, man bloß immer spazieren zu jehn. Von morgens bis abends. Und immer fidel! Und keiner hat ein'm was zu jagen!“

„Koja.“ Fronisch meldet sich wieder die andre, tiefere Stimme: „Wie lange biste denn schon uff der Walz?“

„Seit jestern morgen.“

„Donnerwetter! Einen ganzen Tag. Na — denn!“ Lachen tönt herüber.

„Na Du doch ooch erst!“ Gereizt Kling's. „Kommst doch ooch direkt aus Berliner Arbeit.“

„Direkt? Stimmt nich ganz. Sechs Wochen ha'ch rumgebummelt — was andres gesucht. Denn wurd's mir aber zu

dumm — die Asphalatreerei! Und bin losgegangen. Gern nich. Denn ich hab' die Walzerei im Magen. Kenne sie zu jut. 's kommt nichts dabei raus. Als ich's vor'dte Mal — es war's dritte Mal — losgetanzt bin, hab' ich mir gesagt: bis eine Mal noch, denn is Schlüß! Keinen Schritt thuste mehr auf die Chaussee! Eher hängste dich uff. Aber na! man sagt's und geht doch wieder los. Man kann sich ja nich trennen von der Leberei und wem se noch so hunds miserabel is.“

Die Stimme schweigt; einen Augenblick wird es still. „Morgen.“ — „Morgen.“

Die beiden Handwerksburichen gehen an mir vorbei: ein älterer und ein blutjunger, wohl eben aus der Lehre entlassener Geselle. Der letztere hat den Hut ins Gemid geschoben und suchelt mit einem diden Stod in der Luft herum. Plötzlich beginnt er mit weithin schallender Stimme zu singen:

„Die hat es Gott so schön gemacht, Daß er den Wanderburichen schafft“ —

Der Kelttere geht ein Weilchen schweigsam, wie in sich versunken, neherber. „Sei doch still.“ sagt er dann. Der andre brüllt nur umso lauter. Der Kelttere bleibt plötzlich stehen: „Entweder biste still oder De gehst allein!“ Der Gesang bricht plötzlich ab. „Is ja Quatsch.“ sagt der Kelttere.

Der Jüngere schweigt ganz verschüchtert. Dann meint er: „Du bist jar keen richtiger Walzbruder.“

„Küllen!“ Der andere lacht ärgerlich. „Ree! Ich mach' mir nich drauf, den Anzug zu zereihen und die Stiebeln — um nich und wieder nich! Hat's denn etwa'n Zweck, ja?“

„Wir wer'n doch irgendwo Arbeit kriegen! Namu! Davor is mir nich bange.“ Der Jüngere schwingt wohlgenut seinen Knüttel.

„Mir aber! Is überall nich los. Wochentlang kanste tippeln — ich hab's durchgemacht! — und kriegen thuste doch nich! Und kriegste was, dann is es ooch danach!“

„Glück muß der Mensch haben!“ Sorglos stößt's der Jüngere heraus.

„Glück! Na ja!“ Vergertlich lacht wieder der andere.

„Aber wie ihte denn, ob Du Glück hast? Und auf wie lange? Vielleicht haste morgen schon Glück, vielleicht in sechs Monaten noch nich! Und wirst abgeriffner von Tag zu Tag! Heut' biste lustig, aber wenn Deine paar Pölder alle sind, denn pfeiste aus'n andern Loch! Und was is'n dann? De tippelst eben drauf los — auf's Geradenwohl — immer weiter, immer weiter, aber wie 's kommt, wo o De mal hängen bleibst, und o b De überhaupt noch mal zu'n Menschen gerednet wirst, davon haste keine Ahnung. Das liegt alles da!“ Er wies mit der Hand in den Nebel. —

Die Wanderer beschleunigten ihre Schritte. Immer undeutlicher zeichneten sich die Umrisse der beiden Gestalten. Dann verschwanden sie ganz in dem dichten, grauen Meere. —

In der Ferne lästten die Hunde. . .

— Der Tabak als Immunisierungsmittel. Im Jahre 1888 wurden die ersten und bis auf die leztvergangene Zeit auch einzigen Versuche gemacht, um die Wirkung des Tabakrauches auf krankheits erregende Bakterien festzustellen. Es war damals der italienische Arzt Dr. Tassinari aus Pisa, der die keine verschiedener tödlicher Krankheiten wie Cholera, Typhus und Miltbrand in verschlossener Räumen dem Einflusse dichter Wolken von Tabakrauch unterwarf. Er kam zu dem Ergebnis, daß die Entwicklung der gefährlichen Keime im Verlaufe von 100 bis 150 Stunden ganz oder teilweise zum Stillstand gebracht wurde, namentlich wenn der Tabakrauch von großen Cigarren herkam. Das beweist nun, schreibt das „Dresdener Journal“, allerdings recht wenig für den hygienischen Wert des Rauchens, denn niemand hält den Rauch 100 Stunden lang in seinem Munde. Ein mittelstarker Raucher, der täglich acht bis zehn Cigarren oder eine entsprechende Menge von Tabak in anderer Form zu sich nimmt, wird auch nicht annähernd durch den Rauch in die gleiche Lage versetzt, in der sich die Bakterien bei den Versuchen Dr. Tassinari's befanden. Bei der lezten großen Pestepidemie in Europa wurde in manchen Orten sogar den Schulkindern erlaubt, während des Unterrichts zu rauchen. Die Totenräder und alle, die ihnen während der Epidemie halfen, rauchten fortgesetzt. In einer kurzen Abhandlung über die Tugenden der amerikanischen Tabakpflanz vom Jahre 1783 wird ausdrücklich erwähnt, daß sich der Tabak als Saugmittel während der Pest bewährt habe. Der Verfasser jener Schrift versteigt sich sogar zu der Behauptung, daß die Epidemien bedeutend abgenommen hätten, seit in Europa das Rauchen eingefommen war. Ganz ohne Grund mögen diese Anschauungen wohl nicht sein, denn es ist noch später oft behauptet worden, daß Arbeiter in Tabakfabriken von Cholera und andren Epidemien verschont geblieben seien. So, wie die Umgebung von Tabakfabriken soll in einem alten Glauben einen gewissen hygienischen Schutz genießen, wie es namentlich vor etwa 70 Jahren in Bordeaux angeblich ermittelt wurde. —

Medizinisches.

— Als Beitrag zur Rassenpathologie giebt der „Globe“ Anzige aus einer Arbeit Dr. Crifons über den Einfluß des Alkoholismus auf verschiedene Menschenrassen, wie er sich im Gebiete des Amur offenbart hat. Vom Alkoholismus ist im Amurgebiete alles ergriffen. Ost genug kann

man Trinkern und Rauschtrinkern unter dem russischen Dampferpersonal, den Beamten, Offizieren und Ärzten begegnen. Die niederen Beamten, die Telegraphisten, Schariber usw., die im Amurgebiet gut gestellt sind, fröhnen dem Alkoholgenuss in noch größerem Umfange. Als Ergebnis des Alkoholmissbrauches entwickeln sich Geistes- und Nervenkrankheiten in erstaunlicher Menge. Da an Spezialheilanstalten, überhaupt an Krankenhäusern im Gebiete Mangel herrscht, ist die Lage dieser Kranken schrecklich. Die in Privathäusern untergebrachten Kranken werden häufig in grausamster Weise mißhandelt, während die sich selbst überlassenen Patienten sehr oft eine Gefahr für ihre Umgebung bilden. Die Verbreitung der Trunksucht wird durch die starke Einfuhr des chinesischen Brantweins „Chanschin“, der 60 Proz. Alkohol enthält, gefördert. Wichtig sind die Beobachtungen des Verfassers hinsichtlich der Wirkungen des Alkohols auf die Vertreter der verschiedenen Rassen. Auf die Chinesen z. B. übt der Chanschin keine besonders schädliche Wirkung aus, während die Russen nach dem Genuß dieses Getränkes bald von Halluzinationen und Delirien befallen werden. Die Chinesen sind wie überhaupt, so auch im Alkoholgenuss mäßig; zudem wird die Trunksucht streng bestraft, indem jedem Betrunkener, wenn er sich öffentlich zeigt, mit dem Bambusrohr 50 bis 100 Schläge auf den Rücken oder die Fußsohlen beigebracht werden. Trunksucht bei Ausübung eines Verberchens ist im Gegensatz zu den europäischen Ausschweifungen bei den Chinesen ein erschwerendes Moment. Unverbesserliche Trinker gehen in der Regel infolge der strengen Strafen der chinesischen Behörden bald zu Grunde. Die Koreaner bereiten sich aus Gerste, Hirse oder Weizen ein Getränk, das ungefähr 8 bis 11 Proz. Alkohol enthält; im allgemeinen sind sie mäßige Trinker und Betrunkene sind sehr selten zu sehen. Wenn jedoch ein Koreaner betrunken ist, so verhält er sich weit unbändiger und roher als der Chinese, und in der Trunksucht verübte Schlägereien gehören bei den Koreanern nicht zu den Seltenheiten. Die Japaner trinken einen aus Reis hergestellten, sehr mangelhaft gereinigten Brantwein (Sake) in recht bedeutenden Mengen, sind aber im allgemeinen weit mäßiger als die Russen. Nach den Mitteilungen des Verfassers sind betrunkenen Japaner eine Seltenheit, noch seltener kommt es vor, daß Betrunkene sich roh und unanständig benehmen. Die Giljaken und Golden trinken, wie die „Wilden“, viel und gierig bis zur Bewußtlosigkeit; ebenso mißbrauchen die alkoholhaltigen Getränke die im Aussterben begriffenen Ainos, Tungusen und Kamtschadalen. Die Chinesen, bemerkt Dr. Erichson weiter, erblicken in den Russen, überhaupt in den Europäern, notorische Trinker. —

Vollskunde.

— Die Heilkunst in Korea. Ueber die Art, wie in Korea der ärztliche Beruf ausgeübt wird, schreibt die „Medizinische Woche“: Wie viele ihrer Kenntnisse erhielten, die Einwohner Koreas auch die ersten Lehren in der Medizin von China aus, übertrafen aber in der Ausübung bald ihre Lehrmeister, die freilich noch heute in dieser Beziehung auf einem außerordentlich niedrigen Niveau stehen. Gelehrte Ärzte giebt es eigentlich nur in der Hauptstadt von Korea und im besonderen am Hofe des Kaisers. Um eine derartige Stellung zu erlangen, muß der Koreaner mehrere Jahre lang in Süul studiert haben. Ein neunzehnbändiges, etwa vor 2000 Jahren verfaßtes Werk bildet die Grundlage des Studiums. Gewöhnlich vererbt sich der ärztliche Beruf vom Vater auf den Sohn. In der Provinz wird er ausgeübt von Leuten, die ein Mittelstadium zwischen Arzt und Apotheker sind. Die Arzneimittel werden vielfach von den Kranken selbst bereitet, nachdem sie die dazu nötigen Kräuter und Wurzeln und die Vorschriften der Zubereitung vom Arzt erhalten haben. Eigentümlich erscheint uns der Brauch, daß die Ärzte ein Honorar erst bei der Genesung oder beim Tode des Kranken erhalten, gleichviel wie lange die Krankheit sich hinzieht. In der Hauptstadt giebt es auch weibliche Ärzte, da ein Mann niemals zur Untersuchung einer vornehmen Frau zugelassen wird. Die Hauptsache bei der Untersuchung ist stets das Fühlen des Pulses, dessen Schläge während dreier Atemzüge des Kranken gezählt werden. Ist der Puls geprüft, so kann sofort das Medikament verordnet werden. Die Arzneien werden gewöhnlich zum inneren Gebrauch verordnet, da äußerliche Mittel als unwirksam gelten. Der Koreaner teilt fast alle Gegenstände in belebende und zehabringende. Zu den giftigen rechnet er unter andern Ohrenschmalz, zu den belebenden den Speichel, der daher nicht unnützlich wegspeien werden sollte. Unter den stärkenden Mitteln steht die Ginseng-Wurzel obenan, die einen hervorragenden Handelsartikel bildet. Außerdem wird ein aus dem Geweih eines jungen Hirsches bereitetes Pulver so hoch geschätzt, daß der Glaube besteht, es könne sogar den Tod um einige Tage aufhalten. Von der Ginseng-Wurzel werden verschiedene Teile gegen verschiedene Krankheiten gebraucht: das oberste gegen Augenleiden, das zweite Glied gegen allgemeine Schwäche, das dritte und vierte gegen Magenkrankheiten und Erkältungen. Europäer, die Versuche mit dem Ginseng-Drank gemacht haben, haben sich nur ernste Entzündungen dadurch zugezogen. Das Hirschgeweih, dem so wunderbare Heilkraft zugeschrieben wird, darf noch nicht ganz erhärtet sein. Dem Hirsch, von dem es genommen wird, muß der ganze Kopf abgeschlagen werden, der dann in umgekehrter Stellung 12 Stunden aufgehängt wird, damit das Blut sich ins Geweih ziehe. Letzteres

wird dann vorsichtig an einem kleinen Feuer getrocknet. Die Arznei bereitet man, indem man etwas von dem Geweih abschabt und das so gewonnene Pulver mit verschiedenen Pflanzensäften mischt. Hoch bewertet wird auch warmes Hirschblut, sowie die Galle und Leber von Wären. Bedenkliche Folgen hat mehrfach die Fabel gehakt, daß auch die Leber eines Knaben einige Krankheiten heilen könne. Es hat infolge dessen ein besonderes Gesetz gegen Knabenmord erlassen werden müssen, das das Verbrechen unbedingt mit dem Tode bestraft. Die niederen Tiere liefern Arzneien in großer Zahl, und zwar solche merkwürdigster Art. Gestohene Bandwürmer werden gegen Augenentzündung gebraucht, gepulverte Regentwürmer gegen starkes Fieber, Gelbsucht, Halsentzündung und Schlangenbiß. Aus Blutegeln wird ein Mittel gegen Verstopfung bereitet, aus gerösteten oder gelochten Mistläfern ein solches gegen Erkältungen, Zahnkrämpfe bei Kindern und Wahnstimmzustände. Zu ähnlichen Zwecken dienen Spinnen, Heuschrecken, Heimgänse, Seidenraupen, Auisern, Schnecken, Krabben, Skorpione etc. Chirurgie ist, ebenso wie in China, fast ganz unbekannt, mit Ausnahme der Nadelstichbehandlung, die einen gestörten Blutumlauf wieder in Ordnung bringen soll. Dabei wird die Haut mit einem ganz feinen Instrument behandelt, zuweilen so geschickt, daß gar kein Blut fließt. —

Meteorologisches.

— Die 35jährige Periode der Klimaschwankungen. Die „Kölnische Zeitung“ schreibt: Vor Jahren hat Prof. E. Brückner in Bern den Nachweis geliefert, daß die Landflächen der Erde um das Jahr 1880 herum ein Maximum des Regenfalles aufwiesen, ebenso wie sie vorher um 1860 ein Minimum und um 1850 ein Maximum gezeigt hatten. Später hat Prof. Brückner auch die Menderung des Regenfalles für Preußen bis 1893 und für das europäische Rußland bis 1900 untersucht und gegen 1890 eine geringe Abnahme des Regenfalles gefunden. Jetzt weist er nun an der Hand des zahlreichen, in Amerika zusammengebrachten Beobachtungsmaterials nach, daß auch in den Vereinigten Staaten in den Jahren 1877 bis 1886 die Regenfälle am ausgiebigsten waren und daß darauf eine bedeutende Abnahme bis 1899 erfolgte. Im oberen Ohio- und im mittleren Mississippi-Thal herrschte um die Mitte der dreißiger Jahre Trockenheit, dann nahm der Regenschall zu und erreichte Ende der vierziger Jahre ein Maximum; hierauf nahm er wieder ab und sank nach längerem Schwanken anfangs der siebziger Jahre auf das Minimum herab, dann begann eine Zunahme bis anfangs der achtziger Jahre, und bis zum Schlusse des Jahrhunderts nahm er abermals bedeutend ab. Als Dauer einer vollen Schwankung ergibt sich ein Zeitraum von 34 bis 35 Jahren. Die Beobachtungen zu Bremen und Brüssel ergaben ein Minimum des Regenfalles um 1833 bis 36, ein Maximum um 1850, dann ein Minimum um 1872, worauf 1882 wiederum ein Maximum folgte. Die Beobachtungen zu Köln zeigen, daß in den Jahren 1848 bis 54 der Mittelwert der Niederschläge erheblich überschritten ward, dann folgte Abnahme in den Jahren 1855 bis 59, hierauf bis 1862 Zunahme, der wieder einige Jahre vermindert Niederschläge folgen, worauf abermals eine Reihe regenreicher Jahre von 1875 bis 84 folgt. Prof. Brückner zeigt, daß auch in Ostibirien und am Amur die 35jährige Periode der Klimaschwankungen hervortritt. Die Epochen der größten Regenhäufigkeit und Trockenheit stellen sich in den einzelnen Fällen etwas unregelmäßig ein, sie verfrühen oder verspäten sich. Diese Verfrühung oder Verspätung wird dann von der nächsten Epoche der betreffenden Reihe wieder eingeholt. Auch die Grenzen der feuchten und der trockenen Perioden zeigen derartige Unregelmäßigkeiten. Die Klimaschwankungen haben, wie Brückner betont, eben eine meteorologische und keine mathematische Periode. —

Humoristisches.

— Der beleidigte Hausherr. Hausherr (zum Mieter): „Du, Herr Muntzschel, Sie haben ja an Dub'n kriegt, gratulier'. Wie haben S' ihn denn taufen lassen?“
Muntzschel: „Hermann Albert Ludwig Victor!“
Hausherr: „Was, gleich vier Namen und i' als Hausbesitzer hab' mei' Beyerl bloß an' geben lassen! Vier Vornamen, a' solche Propherel! Und mit'm Zinszahlen hapert's alleweil, gelt! Wissen S' was, ab Ersten ist Etna 'kündt!' —“

— Die Garantie. Kunde: „Ich möchte einen seidenen Regenschirm kaufen!“
Händler: „Bitte sehr! Hier ist ä' hochsainner Scherm — Garantie Seide — kostet nur 7 Mark 50 Pfennig!“
Kunde: „Haben Sie nicht noch etwas Billigeres?“
Händler: „O, bitte sehr! Hier auch ä' hochsainner Scherm — kostet nur 4 Mark 50 Pfennig!“
Kunde: „Auch Seide?“
Händler: „Auch Seide!“
Kunde: „Auch Garantie?“
Händler: „Auch Garantie!“
Kunde: „Auch Garantie Seide?“
Händler (zögernd): „Wie heißt — nein!“
Kunde: „Was denn dann für eine Garantie?“
Händler (ärgerlich): „Ru, daß es „ä' Scherm“ is!“
(„Fliegende Blätter.“)